

dot
books

RUDOLF JAGUSCH

NEBEL SPUR

KRIMINALROMAN

über dreißig Stück waren. Sie ging die Mails der Reihe nach durch. Vor einiger Zeit hatte sie ein Forum eröffnet, um mit anderen über Politik zu diskutieren. Seitdem erreichten sie täglich mehrere E-Mails mit Anregungen, Änderungswünschen, Lob und Tadel oder Fragen zu ihrer politischen Einstellung.

Sie überflog die Absender der Mails. Einige kannte sie, andere nicht. Dann fiel ihr Blick auf die Post, die neben dem Computer lag. Der Drohbrief fiel ihr wieder ein. Sie holte ihre Handtasche aus dem Flur, setzte sich und zog den Brief hervor.

Jetzt, nachdem sie mit Stephan darüber gesprochen hatte, erschienen ihr die Worte nicht mehr so bedrohlich. Sie vertraute ihm, er war schließlich Polizeibeamter. Wenn er dazu riet, abzuwarten, dann war das sicherlich richtig. Trotzdem blieb ein unangenehmes Gefühl in ihrer Magengrube zurück. Was waren das nur für Typen, die anderen ihre Liebe nicht gönnten? Sie knüllte den Brief zusammen, warf ihn in den Mülleimer und murmelte: »Arschloch!«

KAPITEL ZWEI

Donnerstag, 2 Mai 1985

Scheiße! Wie kann man sich nur über ein Kleid so aufregen? Dabei ist es noch nicht einmal ein richtiger Mini, hört knapp über den Knien auf. Monika trägt kürzere, ihre sehen aus wie breite Gürtel. Aber meins? Papa hat sie nicht mehr alle!!! Ich hatte mich so gefreut. Da darf ich endlich einmal mit Conny nach Köln, und dann so etwas. Egal, was ich mache, immer muss er meckern. Meckern? Getobt hat er! Ich habe bald keine Lust mehr. Sobald ich kann, haue ich ab und nehme mir eine eigene Bude. Dann wird er ja sehen, was er davon hat.

Scheiße!

Charlotte bog aus der Grauen-Burg-Straße auf die Eupener Straße ein, fuhr geradeaus weiter, die Kaiserstraße an der Weißen Burg vorbei. Sie schmunzelte. Stephan hatte sie mal gefragt, wieso die Burg als weiß bezeichnet wurde, obwohl nur das Hauptgebäude tatsächlich weiß war. Der Rest mit dem markanten Torturm zeigte sich in Ziegelrot. Charlotte hatte ihm erklärt, dass der Name sich nicht von der Farbe ableitete, sondern von ihrem ursprünglichen Namen »Wisseburg«, also Wiesen-Burg.

Sie lenkte den Wagen in die Ophofstraße, beschleunigte ihren Roadster, trat dann heftig auf die Bremse und bog rechts in die Zufahrt zu Stephans kleinem Anwesen ein. Die Reifen quietschten auf dem neuen Teer. Stephan hatte erst vor drei Monaten den Kiesweg durch Asphalt ersetzen lassen, da er es leid war, bei Regen durch den schlammigen Untergrund zu waten.

Er erwartete sie bereits, begrüßte sie mit einem flüchtigen Kuss und sagte: »Komm durch. Die Lasagne ist fertig. Wir können sofort essen.«

Sie folgte ihm in die Küche und setzte sich. Er schenkte Wein für sie, Bier für sich ein. Sein Rasierwasser lag herb in der Luft, seine fülligen schwarzen Haare waren vom Duschen noch leicht feucht, und seinen Bauchansatz versteckte er unter einem weiten Hemd, das er offen über der Hose trug.

»Siehst zum Anbeißen aus«, stellte Charlotte fest. Stephan grinste und blitzte sie aus seinen graublauen Augen an. »Nach dem misslungenen Schokoladenkuchen muss ich ja was gutmachen.«

Kurz darauf stand eine intensiv nach Käse riechende Lasagne auf dem Tisch. Charlotte verspürte kaum Appetit, hielt aber aus Höflichkeit den Teller hin.

»Kein Fleisch, nur Gemüse und Nudeln«, sagte Stephan. »Lass aber noch Platz für die Nachspeise. Ich hab mir was Besonderes einfallen lassen.« Er zwinkerte Charlotte zu.

Die ersten Bissen der Lasagne aßen sie, ohne ein Wort zu sprechen. Das Schweigen dauerte an. Charlotte beobachtete ihn verstohlen mit gesenktem Kopf. Wenn sie sich nicht täuschte, kaute er eher mechanisch als enthusiastisch. Seine gute Laune von eben schien verflogen, den Blick hielt er starr auf den Teller gerichtet. Als er etwa die Hälfte seiner Portion verzehrt hatte, legte er sein Besteck zur Seite und sah auf. »Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll.«

Charlotte nippte an ihrem Rotwein. »Das überrascht mich jetzt. Hast du vorhin nicht etwas von einem Plan erwähnt?«

»Plan, nun ja.« Stephan nickte widerstrebend. »Da habe ich den Mund vielleicht zu voll genommen. Mir geht so viel durch den Kopf, was ich erzählen könnte.«

Charlotte hob die Augenbrauen. »Was hindert dich daran? Ich habe Zeit.«

Stephan senkte den Blick. »Durchaus, daran liegt es nicht. Es ist alles so ...« Er stockte, trank sein halb volles Bierglas hastig leer. »Also gut. Ich war selbst gerade erst zwanzig, als es passierte. Mama hatte mich am Montag angerufen und mir gesagt, dass Natalie zwei Nächte nicht nach Hause gekommen sei und sie sich schreckliche Sorgen mache. Ich habe Sonderurlaub beantragt, konnte aber erst am Donnerstag nach Hause fahren.«

Er beschrieb die eigenartige Atmosphäre im Haus, als er die Haustür öffnete und eintrat, so gut, dass es Charlotte kalt den Rücken runterlief.

Stephan hatte seinen Kleidersack neben der Flurkommode abgestellt. Im Haus war es so still wie nie zuvor.

»Mama? Papa?«, rief er. Nichts rührte sich. Er warf einen Blick links in die Küche. Ein Trockenkuchen auf der Anrichte, die Vorhänge zugezogen, der Kölner »Express« auf dem Küchentisch. Er ging durch den Flur und blieb erschrocken im Rahmen der Wohnzimmertür stehen. Seine Mutter saß in einem der Sessel und hielt ein Bild gegen ihre Brust gepresst. Mit dem Oberkörper wippte sie wie ein Pendel stetig vor und zurück. Seit seinem letzten Besuch vor drei Wochen schien sie um Jahre gealtert zu sein. Ihr Küchenkittel glitt fast von ihren schmalen Schultern, und die Haare, die sie sonst zu einem Dutt zusammensteckte, hingen strähnig herab. Ihr Gesicht wirkte aufgedunsen, die Augen waren verquollen, die Lippen zu einem dünnen Strich zusammengepresst.

Stephan schluckte schwer. Selbstverständlich hatte er eine getrübe Stimmung erwartet. Aber dass seine Mutter, die Frau, die normalerweise die Familie mit strengem Regiment durch die Unbillen des Alltages manövrierte, wie ein Häufchen Elend dort auf dem Sessel saß, erschütterte ihn bis ins Mark. Noch nie hatte er sie so erlebt.

»Mama«, sagte er leise, um sie nicht zu erschrecken. »Ich bin da.«

Sie reagierte nicht. Stephan setzte sich aufs Sofa und wartete geduldig. Nach einer Weile seufzte sie und legte das Foto auf den Tisch. Wie Stephan vermutet hatte, war es ein Bild von Natalie. Seine Mutter lächelte ihn an, wobei Tränen aus ihren Augenwinkeln quollen.

»Es ist schön, dass du kommen konntest.«

Stephan strengte sich an, seine Angst um Natalie nicht zu zeigen. Mühsam lächelte er zurück, beugte sich nach vorne und ergriff die rechte Hand seiner Mutter. »Ich wäre eher gekommen. Aber mein Feldwebel meinte, ich könne eh nichts unternehmen, und hat rücksichtslos den Urlaubsantrag abgelehnt. Erst als ich beim Bataillonskommandeur vorsprechen durfte, kam Fahrt in die Sache.« Was quatschst du für belanglosen Mist zusammen, wunderte er sich über sich selbst. Verlegen räusperte er sich. »Äh, nicht so wichtig. Gibt es was Neues?«

Seine Mutter schüttelte den Kopf.

»Und die Polizei? Was macht die eigentlich?«, fragte Stephan und spürte Wut in sich aufsteigen. »Die müssen doch mal was finden!«

Ingeborg zog ihre Hände zurück. Mit schwacher Stimme antwortete sie: »Die sagen, sie tun, was sie können.«

Stephan hörte Zweifel in ihrer Stimme. Er lehnte sich zurück, rieb sich die Augen und nahm sich vor, sich selbst umzuhören. Schließlich kannte er Natalies Freundeskreis, wenn er auch das vergangene halbe Jahr kaum mit ihnen zusammengetroffen war. Anfang Januar hatte man ihn eingezogen. Die Grundwehrdienstzeit hatte er in Münster verbracht. Von dort aus hatte man ihn nach Dülmen versetzt. Er hatte keinen Drang verspürt, jedes Wochenende nach Hause zu fahren. Und wenn ihn das Heimweh doch mal nach Hause spülte, dann traf er sich mit seinen Freunden zum Grillen am Herseler Rheinufer, oder sie fuhren nach Köln in die Bhagwan-Disco.

»Wo ist Papa?«

Ingeborg zog aus ihrer Kitteltasche ein Papiertaschentuch hervor und schnäuzte sich. »Der ist bei Erwin. Sie wollen was machen.«

»Was machen?«

»Das ganze Dorf steht Kopf, alle sind verängstigt. Dein Vater meint, wir sollen selbst suchen.«

Stephan fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Besser als rumsitzen«, kommentierte er und stand auf. »Ich fahr gleich rüber.«

»Aber erst ziehst du dich um«, befahl seine Mutter und sah ihn streng an. Er sah an sich hinunter. Da er sich heute Morgen beeilt hatte, den nächsten D-Zug zu bekommen, hatte er keine Zeit gefunden, sich umzuziehen. Er steckte immer noch in seiner Uniform und den schweren Stiefeln. Scherzhaft wollte Stephan salutieren, senkte den Arm aber nach halber Strecke wieder. Stattdessen nickte er nur knapp und verließ das Wohnzimmer. Solange sie nicht wussten, was mit Natalie war, sollten sie noch nicht mal in Ansätzen in den Alltag zurückkehren und Witze machen. Er schnappte sich seinen Wäschesack und ging nach oben.

Als er kurz darauf zur Haustür hinaus wollte, kam sein Vater Josef, den alle nur Jupp nannten, heim. Zusammen setzten sie sich in die Küche. Ingeborg stellte jedem eine bauchige Giesler-Kölsch-Flasche vor die Nase und ließ sie allein. Auch Jupp konnte man die Strapazen und schlaflosen Nächte der letzten Tage ansehen. Seine Augen saßen tief in den Höhlen und ließen ihn krank erscheinen, seine Hände zitterten kaum merklich. Er hatte abgenommen. Zwar schob er immer noch einen ansehnlichen Bauch vor sich her, aber die Hemdknöpfe spannten nicht mehr. Seine Glatze leuchtete rot, wie auch seine Wangen,

Zeichen des hohen Blutdrucks, mit dem er seit einigen Jahren zu kämpfen hatte.

»Was habt ihr vor?«, fragte Stephan neugierig.

Jupp Nebelte den Kronkorken vom Flaschenhals und trank einen großen Schluck, bevor er antwortete: »Die Umgebung absuchen.«

Aufgeregt fingerte Stephan an seiner Flasche herum, rutschte mit dem Öffner dreimal ab, bevor der Kronkorken in einem hohen Bogen davonflog. Die Einsilbigkeit seines Vaters kannte er zur Genüge, sie lag allen Tries' im Blut, doch in dieser Situation nervte ihn das. Er nahm einen hastigen Schluck und stellte mit einer heftigen Bewegung die Flasche ab.

Das Bier schäumte über und bildete auf dem Tisch eine goldgelbe Lache. »Mist!«, fluchte Stephan und griff sich ein Handtuch. Mitten in der Wischbewegung hielt er inne und starrte seinen Vater an. Erst jetzt wurde ihm klar, welche schreckliche Schlussfolgerung sich hinter der ganzen Suchaktion verbarg. »Ihr denkt, Natalie ist tot? Deswegen ein Suchtrupp?«

Jupp zuckte mit den Schultern, drehte die Flasche in seinen Händen. »Müssen halt alles versuchen.«

Stephan wollte protestieren, ihm ins Gesicht schreien, dass Natalie nicht tot sei, dass ein Gedanke daran schon die falsche Einstellung wäre und somit die Energien in die verkehrte Richtung lenken würde. Doch der verhärmte Gesichtsausdruck seines Vaters ließ ihn schweigen.

»Morgen früh um acht geht's los«, sagte Jupp. »Ich zähl auf dich.«

Stephan überlegte einen Moment, trank noch einen Schluck, schüttelte den Kopf. »Tut mir leid. Ich will mich umhören. Vielleicht finde ich etwas heraus.« Er lächelte verkrampft. »Aber Mama sagte mir vorhin, dass du ohnehin das halbe Dorf im Rücken hättest.«

Jupps Gesichtsfarbe wechselte ins Dunkelrote. Donnernd schlug er mit der Faust auf den Tisch, dass die Flaschen einige Millimeter nach oben sprangen. »Biste mal wieder schlauer? Der Herr Sohn als Meisterdetektiv? Glaubst du, wir hätten das nicht schon längst getan, uns umgehört?«

Stephan duckte sich. Zwar kannte er die cholерischen Anfälle seines Vaters, doch meistens musste seine Schwester darunter leiden und nicht er. »Ich will nur ...«, setzte er zu einer Erklärung an, doch Jupp sprang auf und wischte wütend die Bierflaschen vom Tisch, die klirrend auf den Bodenfliesen zerbrachen. »Morgen um acht!«, entschied er und stürmte aus der Küche.

Stephan hielt einen Moment inne, presste die Lippen aufeinander.

»Dein Vater war ein schwieriger Mensch«, sagte Charlotte in die Stille hinein. »Dominant und herrschsüchtig. Er war ja eine Zeit lang Ortsvorsteher, daher kannte ihn auch jeder. Weißt du, wie wir ihn genannt haben?«

Stephan schüttelte den Kopf. Damals, als Jugendlicher hatte ihn Politik nicht interessiert, geschweige denn die Dinge, die sich in Sechtem abspielten.

»Sheriff.« Charlotte grinste. »Jupp schoss des Öfteren einfach übers Ziel hinaus, fühlte sich für alles verantwortlich, tauchte überall auf, maßregelte jeden. So blieb er nicht lange Ortsvorsteher. Seine Partei konnte sein Verhalten nicht lange gutheißen.«

»Bei uns in der Familie war er nicht anders. Zumindest bis meine Mutter endlich